

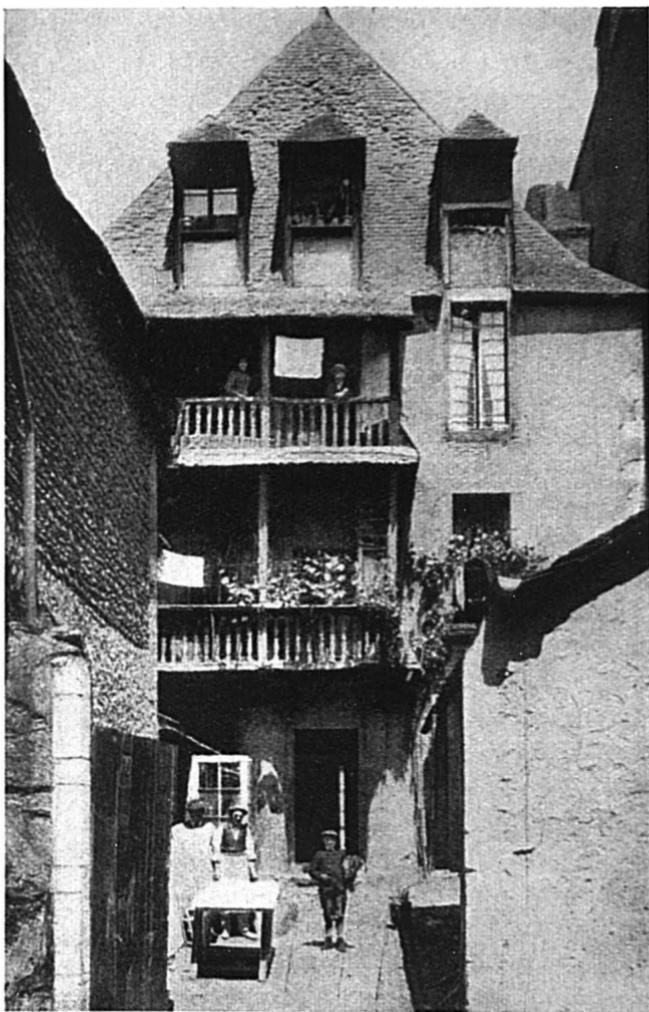
ZWEITES KAPITEL

Jean Baptiste wird Soldat

Auch unter dem Lilienbanner der Bourbonen hat das Soldatenleben seine Licht- und Schattenseiten – grandeur et servitude militaires, wie später Alfred de Vigny den Dienst in der großen Armee des Kaisers treffend kennzeichnete. Das französische Heer lebte noch von den längst verwelkten Lorbeeren des Sonnenkönigs und seiner Marschälle. Man zehrt von der Substanz, und so verringert sich das Kapital von Tag zu Tag. Ludwig XV., der die imperialistische Kontinentalpolitik seines Vorgängers fortsetzen wollte, erlitt nach anfänglichen Teilerfolgen in den schlesischen Kriegen schließlich die vernichtende Niederlage von Roßbach, die der stauenden Welt die innere Fäulnis und Schwäche der einst für unbesieglich gehaltenen französischen Armee vor Augen führte. Der kleine König von Preußen, der aber ein großer Taktiker und Feldherr war, schlug sie mühelos in die Flucht.

Und was das schlimmste war: es fehlte an Mitteln, um das Heer zeitgemäß auszurüsten. Die Kassen leer, die Steuerkraft des Landes erschöpft. Man hatte zu lange Raubbau an der Nation getrieben und alle Lasten auf das schaffende Volk abgewälzt, während Klerus und Adel, die keine Steuern zahlten, die im Fetten schwimmenden Nutznießer des Staates waren.

Dazu kam, daß der jetzt sechsundzwanzigjährige König alles andere war als ein Soldat. Von tragem Körper und Geist, hatte er wohl den guten Willen, jedoch nicht die Kraft, den Mißständen in der Verwaltung abzuhelfen und heilsame Reformen durchzuführen; aber es fehlen die geeigneten Männer, die dieser Aufgabe gewachsen wären, und so gerät nach kurzem Anlauf alles wieder ins Stocken und bleibt nach wie vor beim alten.



Bernadottes Geburtshaus (Maison Balagué)
in der Rue Tran Nr. 6 zu Pau

Heutiger Zustand, der so ziemlich dem ursprünglichen Aussehen des Hauses
im 18. Jahrhundert entspricht. (Nach einer Photographie)

Nur eine Erkenntnis dämmert: es muß gespart werden. Und man spart an der Stelle, für die man ohnedies kein besonderes Interesse aufbringen kann. Das ist das Heer.

Noch immer herrscht der Unfug der Käuflichkeit führender Stellen. Die jüngeren Söhne des Adels wenden sich, soweit sie nicht die geistliche Laufbahn einschlagen, die ihren Mann sehr gut ernährt, dem Militär zu. Der Vater kauft dem Sohn ein Regiment, und so sind Obersten von fünfzehn und sechzehn Jahren durchaus keine Seltenheit. Diese halben Kinder haben von ihrem Beruf keine blasse Ahnung, aber das ist weiter nicht schlimm, das lernt man im Laufe der Zeit, und im übrigen haben sie ältere erfahrene Troupiers zur Seite, die den eigentlichen Dienst besorgen. Der Colonel repräsentiert das Regiment in der Gesellschaft und nimmt Paraden ab – eine ungefährliche und unterhaltsame Aufgabe, die jeder erfüllen kann. Allgemeine Wehrpflicht ist noch unbekannt. Der Soldatenstand ist ein Beruf, eine Lebensversorgung. Man verpflichtet sich für eine Dienstzeit von fünf oder acht Jahren. Und bleibt dabei, solange man Lust hat und nichts Besseres findet. Manche tragen ihr Leben lang den bunten Rock. Wenn die Glieder anfangen steif zu werden, bekommt man ein kleines Pöstchen als Hauswart oder Kastellan, oder auch Tisch und Bett in der von Ludwig XIV. gestifteten Invalidenkaserne.

Die Freiwilligen, die nach alter Sitte angeworben werden, kommen aus allen Kreisen und Ständen. Wer Geld hat und die Abstammung seiner Familie bis zum Urgroßvater nachweisen kann, geht auf eine Militärschule und wird Offizier.

Die von Hause unbemittelt sind, treten als Muschkoten ein. Führen sie sich gut und besitzen sie außer einiger Bildung und der nötigen Berufseignung auch ein wenig Protektion, dann werden sie Unteroffiziere und können sich im Laufe der Jahre langsam in die niederen Offiziersgrade hinaufdienen. Sie werden von ihren adligen und vermögenden Kameraden zwar nicht ganz für voll genommen, aber bis zum Hauptmann bringen

sie es immerhin. Die Struktur der Truppe ist etwas bunt zusammengewürfelt. Bürger- und Bauernsöhne, Arbeiter, Erwerbslose, verbummelte Akademiker und sonstige Stehkragenproletarier und ein großer Prozentsatz Abenteurer mit weitem Gewissen und noch freierer Moral, Fremdenlegionstypen sind unter ihnen nicht selten.

Fahnenflucht ist an der Tagesordnung. Wem es aus irgendwelchem Grunde beim Kommiß nicht mehr behagt, haut einfach ab. Dieses „Sich-auf-Französisch-empfehlen“ kann dem Betreffenden allerdings teuer zu stehen kommen. Wird er geschnappt und zur Truppe zurückgebracht, muß er Gassen laufen. Im Wiederholungsfalle werden die Strafen verschärft; man kommt in den Bagno, wo man jahrelang mit einer schweren Eisenkugel am Fuß schuftet muß und nachts angeschmiedet wird. In besonders schweren Fällen und vor allem bei Fahnenflucht vor dem Feind wird auf Todesstrafe durch Erschießen oder Hängen erkannt.

Die Löhnung ist gering, die Kost mager, denn Furiere und Feldwebel wollen an den ausgesetzten Geldern verdienen. Dafür kann der Mann sich „dekorieren“, er darf sich dabei nur nicht erwischen lassen. Dann kommen die Bauern zum Kapitän gelaufen und klagen, daß die Soldaten ihnen Gänse und Hühner gestohlen, bisweilen auch ein Schwein geschlachtet und mitgenommen haben. Das waren keine Soldaten, belehrt der Kapitän die Ankläger, sondern Wölfe oder Füchse – „zweibeinige“, denkt er sich dazu –, und wenn ihr anderer Meinung seid, wird der Profos jedem von euch 50 aufziehen. Verstanden? Natürlich haben sie verstanden und machen sich auf die Socken, um der angedrohten Bastonade zu entgehen. Aber in ohnmächtiger Wut über diese Ungerechtigkeit, die sie täglich aufs neue zu spüren bekommen, ballen sie zähneknirschend die Fäuste. Die meisten Soldaten haben seit alters ein Mädchen, eine Magd, eine kleine Verkäuferin oder Wäscherin, die mit ihrem bescheidenen Verdienst ihren

Soldaten miternährt und von diesem zum Andenken oft ein Kind erhält, das im Findelhause aufwächst.

Wer ein paar Livres in der Tasche hat, hält es mit der Marketerin, die auch keine Kostverächterin ist und oft etwas fürs Herz braucht.

Oder wenn er ein ganz feiner Kerl ist, der gut aussieht, findet er die Freundschaft einer drallen Bürgers- oder Beamtin, die an einen alten verkalkten Mann verheiratet ist. Wer in solchen Häusern Hahn im Korb ist, leidet natürlich keine Not, denn das verliebte törichte Weib hängt alles, was sie dem Hahnrei abjagen kann, an ihren Marsjünger. Wer sich nicht für die Rolle eines stellvertretenden Prinzgemahls eignet, sucht sich durch nebenamtliche Ausübung eines erlernten Handwerks etwas zu verdienen, zu welchem Zweck er – natürlich gegen entsprechende Beteiligung des Feldwebels am Verdienst – den nötigen Urlaub bekommt.

In der Kaserne herrscht seit alters ein ebenso rauher wie herzlicher Ton. Es wird unendlich viel geflucht und gewettert; aber das gehört einmal zum Kriegerhandwerk und ist nicht halb so schlimm gemeint, wie es sich anhört. Hunde, die bellen, beißen nicht, und Großschnauzen sind ungefährliche Bramarbasse, die den Gegner nur mit dem Maul, aber nicht durch die Tat erledigen.

Der Korporal ruft die Leute nicht mit ihren bürgerlichen Namen, sondern mit den putzigen Sobriquets, die sie sich teils selber geben, teils aus irgendwelchem Anlaß von ihren Kameraden erhalten. Unter einem Kriegsnamen kann man sich auch tarnen, wenn man aus gewissen Gründen die Brücke zur bürgerlichen Welt abbrechen und die Spuren des früheren Erdenwandels schamhaft verwischen will. Dann heißt man eben künftig Prêt-à-boire, Fleur d'amour, Bonsoleil, Sans-Peur oder sonstwie, und dieser Name steht fortan auch in allen Dienstpapieren. Wie man früher geheißt und was man unter christlich-bürgerlicher Flagge getrieben hat, geht niemand etwas an und will auch keiner wissen.

Der Rekrut Bernadotte in der Kompanie Brussac des Königlichen Marine-Infanterie-Regiments findet sich für solchen Biernamen zu gut. Wozu auch? Er ist braver Eltern Sohn und hat „im Zivil“ nichts ausgefressen. Er ist von Hause weder heimlich fortgelaufen, noch wird er von der Polizei gesucht. Er kann also mit gutem Gewissen unter offener Flagge segeln. Er heißt einfach Bernadotte – merkt euch den Namen, denn vielleicht ist es noch einmal eine besondere Ehre, mit ihm im gleichen Schritt und Tritt Schulter an Schulter marschiert zu sein und dieselbe Uniform getragen zu haben. Man kann nicht wissen, was noch alles kommt; die Zukunft sieht düster und schleierhaft genug aus. Also bitte: Bernadotte.

Ganz ohne Spitznamen geht es indes doch nicht ab. Die Kameraden nennen ihn „Monsieur“, weil er sich stets als Herr zu geben pflegt. Sein Äußeres ist immer tipptopp, geschniegelt und gebügelt, stets kommt er sauber und adrett wie aus dem Ei gepellt daher. Selbst als gewöhnlicher Soldat will er zeigen, daß er zu Höherem geboren, daß er ein gebildeter Mann ist, der sich auf Latein und Juristerei versteht und der es noch zu etwas bringen kann. In Erscheinung, Haltung und Benehmen verrät er auf den ersten Blick den „Herrn“. Und so wird er allgemein „Monsieur“ gerufen – wie der Bruder des Königs, der Graf von Provence, der ebenfalls den Titel „Monsieur“ führt.

Der neugebackene Vaterlandsverteidiger fühlt sich, sobald er den ersten Schliff hinter sich hat, in der neuen Umwelt zufrieden. Als Gaskogner besitzt er lebensbejahenden fröhlichen Humor, der über allen Verdruß hinweghilft, und im übrigen versteht er es, sich aalglatt allen Lebenslagen anzupassen, weil man so am besten fährt. Der Etappendienst in Bastia ist nicht anstrengend. Im übrigen ist Bernadotte nicht allein; er findet viele Landsleute beim Regiment, und bald ist er eng befreundet mit dem Koch des Gouverneurs, der ebenfalls ein Kind der Stadt Pau ist. Das ist eine nahrhafte Freundschaft, die Berna-

dotte auszunutzen weiß. Mögen die andern nach Dienstschluß zu ihren Köchinnen gehen und sich einen fetten Happen vom Tisch der Madame zustecken lassen, er braucht bei seinem Freund auch nicht Hunger zu leiden. Als Koch des Grafen Marboeuf kann er ganz andere Sachen verdrücken, als eine kleine Bonne, der die pfennigfuchsende Madame jedes Gramm vorwiegt, ihm vorsetzen würde.

Eines Abends hat der Koch alle Hände voll zu tun mit der Vorbereitung eines großen Diners, das der Gouverneur den Notabeln der Stadt gibt. Bernadotte kommt gerade recht; denn bei diesem Festmahl bleibt manches Stück für ihn übrig. Aber da erscheint ausnahmsweise der Graf persönlich in der Küche, um dem Koch noch ein paar Anweisungen für die Reihenfolge der einzelnen Gänge zu geben. Ein fragender Blick streift den Soldaten Bernadotte, der beim Anblick des Herrn in der Generalsuniform vorschriftsmäßig die Hacken zusammenreißt und stramm salutiert, wie man es ihm auf dem Kasernenhof eingepaukt hat. Im nächsten Augenblick wird das Donnerwetter losgehen, denkt Bernadotte im Bruchteil einer Sekunde. Dann fliege ich raus und in den Kasten.

Doch bevor der Gouverneur nach dem Woher und Wohin des Fremden fragen kann, rettet der Koch die etwas schwüle Lage. Rasch entschlossen stülpt er dem Freund eine weiße Küchenmütze auf den Kopf und bindet ihm eine Schürze um.

„Habe den Mann da für heute abend als Gehilfen eingestellt, damit alles pünktlich fertig wird und Exzellenz zufrieden sind“, meldet er seinem Herrn.

Und er ist zufrieden, der liebenswürdige, menschenfreundliche Graf Marboeuf, der es durch taktvolles Benehmen viel besser als seine Vorgänger verstanden hat, die rauhbeinigen korsischen Notabeln für die französische Sache zu gewinnen. Durch seine Güte hat er auch den widerspenstigen Advokaten Carlo Bonaparte gezähmt und aus dem leidenschaftlichen Parteigänger Paolis einen Anhänger Frankreichs gemacht. Sooft

er hinüberkommt nach Ajaccio, ist er Gast in der Casa Bonaparte . . .

Die Geistesgegenwart seines Kochs gefällt ihm: der setzt sich wenigstens für einen Kameraden ein, wie es sich gehört. Hat den hungrigen Landsmann wohl eingeladen; denn das mit dem Gehilfen ist doch nur eine Ausrede – es sind ja noch zwei korsische Dienstmädchen da, die von Küche und Kochen sicher mehr verstehen als dieser Gaskogner Schlaks. Warum soll der Junge nicht auch mal einen guten Tag haben?

Ein wohlwollendes Lächeln ermuntert den improvisierten Hilfskoch, der sich diensteifrig mit Hilfe der kichernden dunkeläugigen Nunziata die weiße Schürze umbindet. „Mach deine Sache gut, mein Sohn!“ meint der Gouverneur mit schalkhaftem Augenzwinkern, und Bernadotte fällt ein Stein vom Herzen. Schade, der gute Marboeuf hat leider nicht mehr erlebt, daß dieser Küchengehilfe, der sich mal ordentlich satt essen wollte, Marschall, Prinz und König und der Sohn seines Freundes Carlo, dem er einen Freiplatz in der französischen Militärschule verschaffte, der allmächtige Herrscher Europas wurde . . .

Der ehemalige Advokatenschreiber findet bald Gefallen an seinem neuen Beruf. Seine Führung ist tadellos, er läßt sich nichts zuschulden kommen, ist stets pünktlich zur Stelle und versieht gewissenhaft und mit Eifer seinen Dienst. Die Vorgesetzten sind zufrieden mit ihm: ein vorbildlicher Soldat, der einen hellen Kopf hat und selbständig denken kann.

Nach anderthalbjährigem Dienst ist Bernadottes Ausbildung beendet. Am 21. Mai 1782 wird er von den Füsiliern zur Grenadierkompanie des Hauptmanns de Bonneville versetzt. Das bedeutet zugleich eine Beförderung, denn zu den Grenadieren, die die Elitetruppe des Regiments sind, kommen nur die tüchtigsten und befähigtesten Soldaten. Das Regiment hat acht Füsilierkompanien, aber nur eine Grenadier- und eine Jägerkompanie.

So hat Bernadotte die erste, wenn auch nur die unterste Sprosse der Leiter erreicht, deren Ende er noch nicht sehen kann. Der Anfang, der bei allen Dingen das schwierigste ist, ist wenigstens gemacht.

Nicht umsonst wurden für die Grenadierkompanie die besten Leute aus dem ganzen Regiment ausgesiebt. Es wurde auch etwas von ihnen verlangt. Der Dienst war anstrengender, es wurde mehr geschliffen, denn die Grenadiere waren der Stolz des Regiments, und in ihre Reihen aufgenommen zu werden, galt als besondere Auszeichnung und Ehre.

Auf die Dauer ist Bernadotte den höheren Anforderungen, die der Dienst an seinen Körper stellt, nicht gewachsen. Er wird jetzt neunzehn und ist noch nicht völlig entwickelt, obwohl er schon zwei Jahre beim Militär ist. Dazu kommt das ungesunde Klima der Küstenstadt: feucht, schwül und ebenso plötzlich wieder rau und kühl. Im Sommer eine unerträgliche Hitze, wenn die Sonne auf den Strand herabbrennt und aus den sumpfigen Niederungen des Binnenlandes Schwärme von Malariafliegen aufsteigen. Eine erschlaffende Mattigkeit befällt den Körper, der sich nur von Tomaten, Melonen und Apfelsinen ernährt, um das beständige Durstgefühl zu stillen.

Der Grenadier Bernadotte magert zusehends ab. Die Uniform paßt nicht mehr, sie wirft Falten und schlottert um die hageren Hüften. Im bleichen, eingefallenen Gesicht lodern die dunklen Augen in unheimlichem Fieberglanz. Eines Tages kann Bernadotte nicht mehr. Er muß sich zum Arzt melden. Der Feldscher untersucht ihn, horcht Brust und Rücken ab und macht ein bedenkliches Gesicht: Malaria. Schon wieder einer! Der Abgang an Kranken während der Sommerszeit ist besorgniserregend. Die Leute, die an das gleichmäßig-milde ozeanische Klima des Festlandes gewöhnt sind, vertragen nicht den schroffen Temperaturwechsel, der auf der Insel herrscht. Die sanitären Einrichtungen lassen viel zu wünschen übrig; eine primitive Revierstube mit ein paar Betten muß ein ordnungs-

gemäßes Lazarett ersetzen. Wenn die Leute gesund werden sollen, muß man sie in die Heimat schicken, damit sie sich bei ihren Angehörigen pflegen und erholen. Das Regiment kann nicht für die Wiederherstellung der Kranken sorgen.

Sobald der Grenadier Bernadotte fieberfrei ist und sich außerhalb des Bettes aufhalten kann, bekommt er im Sommer 1783 einen längeren Erholungsurlaub. Auf ein halbes Jahr wird er entlassen, um sich in Pau auszukurieren. Dann hat er sich wieder beim Regiment zu melden.

Monsieur packt seinen Tornister, nimmt Abschied von den Kameraden und fährt mit dem nächsten Kurierschiff nach Toulon, und von hier bringt ihn die Postkutsche in die Heimat.

Fast drei Jahre ist er nicht mehr im Elternhaus gewesen. Die Mutter, deren Haar die ersten Silberfäden durchziehen, ist umgezogen; sie wohnt jetzt mit ihrer vierundzwanzigjährigen Tochter Marie ein paar Häuser weiter in der Rue Tran, in der Maison Lapeyre, wo ihr ältester Sohn Jean, der inzwischen eine Procureurstelle beim Gericht bekommen hat, eine Wohnung bezogen hat.

Ob Jean Baptiste nicht einen andern Beruf ergreifen möchte, der weniger anstrengend ist als das Soldatenleben, meint die besorgte Mutter. Der Bruder werde ihm wohl einen Posten beim Gericht verschaffen können.

Schon wieder umsatteln und damit zugeben, daß man nicht die Kraft in sich fühlt, das gesteckte Ziel zu erreichen? Erst Anwaltsschreiber, dann Soldat, und nun wieder zurück zu Federkiel, Akten und Pandekten? Seine Schulfreunde werden ihn auslachen: Seht da den feinen Herrn von Bernadotte! Ein ehrsamer bürgerlicher Beruf war ihm nicht vornehm genug. Er wollte höher hinaus, wollte Offizier werden. Als wenn sie beim Regiment ausgerechnet auf den Sohn des Gerichtsvollziehers von Pau gewartet hätten. Das haben sie natürlich nicht, denn die Militärschulen schicken ihnen mehr Junker, als sie

einstellen können. Die Trauben hingen also zu hoch für Herrn von Bernadotte. Und da er es nicht weiterbringen konnte als bis zum lumpigen Muschkoten, kehrt er reumütig zu Muttern zurück, um sich die Aktentasche unter den Arm zu klemmen, wie es der Vater sein Lebtage getan hat.

So hänseln sie den Heimgekehrten. Es müßten ja nicht Gaskogner sein, deren spitze Zungen in ganz Frankreich gefürchtet sind. Aber so lose wie das flüchtige Wort im Mund, sitzt ihnen auch der Degen in der Scheide. Das Ehrgefühl des Gaskogners ist empfindlicher als ein Seismograph: ein schiefer Blick, ein unbedachtes Wort genügen, den Stolz des andern tödlich zu verletzen. Im Handumdrehen hatte einst der junge d'Artagnan drei Duelle beisammen, als er im Vorzimmer des Herrn von Tréville aus Unachtsamkeit und ohne bösen Willen mit den drei Musketieren Athos, Porthos und Aramis zusammenprallte. Die degenfrohen Musketiere waren Bernadottes Landsleute; der gutmütige Hüne Porthos stammte sogar aus Pau: mit seinem bürgerlichen Namen hieß er Isaac de Portau und war der Sohn eines Notars.

Einer hat ein besonders loses Mundwerk. Das ist der junge Castaing, der sich wunder was einbildet, weil er Gendarm ist. Da glaubt er das Recht zu haben, den Grenadier Bernadotte zur Zielscheibe seines bissigen Spottes machen zu dürfen.

Gute Freunde tragen ihm zu, was Castaing über ihn geäußert hat. „Ich will's dem Laffen schon heimzahlen“, grollt Bernadotte und schickt dem Gegner eine Forderung. Im Bosquet des Cordeliers, einem Wäldchen vor der Stadt, das das Paradies der Liebespaare und Duellanten ist, stehen sie einander mit der blanken Klinge gegenüber. Nach ein paar Gängen ist der Ehre Genüge getan. Da tragen sie Castaing auf der Bahre fort. Ein Stich in die Brust hat ihn lebensgefährlich verletzt, und wochenlang ringt er mit dem Tod. Die schneidige Abfuhr, die der Gendarm erhalten hat, läßt die Spötter verstummen, nicht aus Furcht, sondern aus Achtung vor dem Grenadier, der keine

Beleidigung feige einsteckt und sich einen Hundsfötter schimpfen läßt.

In der gesunden Bergluft der Heimat und dank der aufopfernden Pflege von Mutter und Schwester bessert sich Bernadottes Gesundheitszustand zusehends, aber er erhält vom Depotarzt in Collioure noch mehrmals Nachurlaub, bis er wieder völlig dienstfähig ist.

Darüber sind mittlerweile anderthalb Jahre vergangen, und in dieser Zeit hat sich vieles geändert. Als Jean Baptiste um die Wende des Jahres 1784 wieder zur Truppe einrückt, braucht er nicht mehr nach Korsika zu reisen. Das Marine-Infanterie-Regiment hat bereits im April 1784 Bastia verlassen und ist auf das Festland zurückverlegt worden. Seit Herbst hat es die neue Garnisonstadt Grenoble bezogen. Im Bergland der Dauphiné gelegen, bewacht Grenoble die Alpenpässe, die hinüber nach Savoyen führen, das nicht zu Frankreich, sondern zum Königreich Sardinien gehört.

Oberst ist jetzt Marquis d'Ambert. Als der Grenadier Bernadotte sich bei der Truppe meldet, wird er wieder in seine alte Elitekompanie eingestellt. Neu gestärkt vom langen Urlaub versieht er mit doppeltem Eifer seinen Dienst. Die Vorgesetzten – es sind meist neue Offiziere, die den Grenadier Bernadotte noch nicht kennen – werden auf den tüchtigen Soldaten aufmerksam: es erfolgt am 16. Juni 1785 seine Beförderung zum Korporal und bereits wenige Wochen später, am 31. August, zum Sergeanten, verbunden mit gleichzeitiger Versetzung zur Jägerkompanie des Hauptmanns de Saint-Hilaire, da bei den Grenadieren offenbar keine Unteroffiziersstelle frei war.

Nun befindet sich Jean Baptiste in „gehobener“ Stellung; als Korporal und Sergeant ist er im Vorgesetztenrang und hat selbst zu befehlen. Er ist den Offizieren nähergerückt; im dienstlichen Verkehr mit dem Hauptmann steht nur noch der Feldwebel, der Sergent-major, vor ihm. Der Dienst ist weniger anstrengend als für den gemeinen Mann; er hat jetzt

seinen eigenen Putzer, und die tägliche Löhnung, die er bezieht, beträgt 11 Sous – rund eine halbe Reichsmark –, an sich nicht viel, aber immerhin eine kleine Zubeße, die ihm eine erhebliche Verbesserung der Kost und auch den Genuß manch anderer Annehmlichkeit gestattet. Er ist Rekrutenabrichter und hat als solcher die Neueingetretenen auszubilden und in den Dienstvorschriften zu unterweisen; außerdem versieht er den Posten des Kammerunteroffiziers; er gibt die Bekleidung aus, überwacht Schneider und Schuster und besorgt den Einkauf der Lebensmittel für Küche und Kantine – ein Vertrauensposten, der einen zuverlässigen, gewandten und rechnerisch begabten Mann erfordert. Der an Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit gewöhnte Sohn des Gerichtsbeamten ist hier auf dem rechten Platz.

Bernadottes rasche Beförderung läßt den Schluß zu, daß er ein äußerst tüchtiger und dienstefriger Soldat gewesen sein muß, der bei seinen Vorgesetzten vorteilhaft auffiel. Denn obwohl er schon nahezu fünf Jahre diente, war er davon doch anderthalb Jahre beurlaubt gewesen, so daß diese Zeit kaum angerechnet werden konnte. Außerdem waren die Beförderungsaussichten in der französischen Armee sehr schlecht; denn die trostlose Finanz- und Wirtschaftslage nötigte Ludwig XVI., die Stärke des aktiven Heeres auf nahezu die Hälfte herabzusetzen. Frei werdende Unteroffiziersstellen müssen also im wesentlichen mit Kapitulantem besetzt werden, die man bei der Auflösung der überzähligen Truppenteile nicht einfach auf die Straße setzen und auch nicht restlos im Zivildienst unterbringen konnte. Bernadotte hatte also Glück gehabt, und er verdankte seine Bevorzugung jedenfalls ebenso den eigenen Leistungen wie dem Wohlwollen der Regimentsoffiziere.

Im Herbst 1785 erkrankte er nochmals und hatte einen schweren Rückfall, der ihn an den Rand des Grabes brachte. Schon hielt der Chefarzt des Lazarets, der berühmte Chirurg und spätere königliche Leibarzt Elisée, den bleich und steif im

Bett liegenden Patienten für tot und ordnete seine Überführung ins Leichenhaus an, als der Assistenzarzt Dr. Millars sich die Leiche zur Vornahme einer Sektion ausbat. Als Millars nach Beendigung des Dienstes sein Besteck holte, um den Körper des Toten zu öffnen, da war der Leichnam unterdessen aufgewacht und saß zum größten Erstaunen des Arztes munter, wenn auch noch schwach und angegriffen, im Bett. Der Chef, der bei seinem Rundgang den Patienten nicht untersucht hatte, hatte den Sergeanten Bernadotte etwas voreilig auf die Verlustliste gesetzt. Es war nur ein Anfall von apathischer Erschöpfung gewesen, der durch Millars' sorgfältige Pflege bald behoben wurde.

Der Volksglaube, der einem irrtümlich Totgeglaubten ein langes Leben in Aussicht stellt, hat recht behalten: während sein älterer Bruder mit 59 und seine Schwester bereits mit 36 starben, hat er das Patriarchenalter von 80 Jahren erreicht und diese Langlebigkeit auch auf seine Nachkommen vererbt.

Außer dem üblichen Garnison- und Kasernendienst wurde der Sergeant Bernadotte bisweilen auch zu Fahndungstreifen abkommandiert, um Deserteure abzufangen. Es kam häufig vor, daß Soldaten, besonders Ausländer, vor Ablauf der vereinbarten Dienstzeit sich eigenmächtig von der Truppe entfernten. Zeitweise war der Abgang an Fahnenflüchtigen im französischen Heer sogar stärker als der Verlust an Kranken.

Da diese Deserteure aus den südfranzösischen und Burgunder Garnisonen sich meist ins Gebirge wandten, um über die Alpenpässe nach Savoyen oder in die Schweiz hinüberzuwechseln, gehörte es zu den Dienstaufgaben der Grenobler Besatzung, die Landstraßen zu überwachen und Jagd auf Fahnenflüchtige zu machen. Solche Kommandos konnten nur äußerst zuverlässigen und diensteifrigen Unteroffizieren anvertraut werden, von denen man sicher war, daß sie nicht mit den Flüchtigen durchsteckten oder, wie es bisweilen auch vorkam, sich ihnen selber anschlossen.

Bernadotte hat sich auf diesen Patrouillegängen wiederholt ausgezeichnet und manchen pflichtvergessenen Soldaten kurz vorm Überschreiten der Savoyer Grenze geschnappt. Im Frühjahr 1786 setzte er drei jungen Deserteuren nach, die er auch festnahm, den einen nur eine halbe Stunde von Chambéry entfernt, das schon jenseits der Grenze lag. Ein andermal mußte er einen Blindgänger des eigenen Regiments verfolgen, der nach Avignon, das als päpstliche Enklave außerhalb der französischen Hoheitszone lag, entflohen war. Es handelte sich um einen jungen Mann aus guter Familie, der sich vielleicht wegen einer unglücklichen Liebe oder häuslicher Zerwürfnisse hatte anwerben lassen und nun seinen voreiligen Schritt bereute. Mit einem Kommando von neun Mann setzte Bernadotte dem Ausreißer nach; er holte ihn mit der Post ein und verhaftete ihn. Beim Truppenteil in Toulon, wohin seine Leute den Flüchtling brachten, werden sie den Unglücklichen zum Gassenlaufen verurteilt oder auf den Bagno geschickt haben . . .

Für sein schneidiges Durchgreifen hat Bernadotte, wie er seinem Bruder voll Stolz berichtet, „großes Lob von seiten des Regiments und aller Offiziere geerntet“.

Noch wichtiger für ihn war die Anerkennung seiner Verdienste durch das eigene Regiment: Am 21. Juni 1786 wurde er zum Furier in der Kompanie de Belcastel und fast zwei Jahre später, am 11. Mai 1788, zum Sergent-major befördert. Damit hatte er die höchste Unteroffizierscharge, den Grad eines Kompaniefeldwebels, erreicht und hatte als solcher Anspruch auf die dreifache Löhnung des einfachen Sergeanten. Mit anderthalb Mark Bareinkommen und den sonstigen Sporteln, die ihm seine dienstliche Tätigkeit einbrachte, und den goldenen Tressen an Uniformkragen und Hut durfte Bernadotte schon einen stolzen Gang führen und „sich auf die Seite schleichen zu der Marketenderin“.

Warum sollte ein Soldat, und noch dazu ein schmucker Feldwebel von fünfundzwanzig Jahren, nicht die begehrlichen

Blicke manches jungen Mädchens auf seine martialische Erscheinung lenken? Mars und Venus sind allezeit enge Verbündete gewesen, und auch im Heer des Allerchristlichsten Königs kannte man die Wahrheit des Soldatenliedes: „Zweifarbige Tücher, Schnauzbart und Sterne, Herzen und küssen die Mädchen ach so gerne...“ Auch der muntere Gaskogner machte keine Ausnahme von der Regel. In vergilbten Akten ist der schwache Niederschlag eines solchen Liebesabenteuers des Sergent-major Bernadotte der Nachwelt überliefert worden. Ein paar nüchterne, trockene Zeilen im wesenlosen Kanzleistil eines Protokolls, das der Notar Girard am 6. Mai 1789 in seinem Büro zu Grenoble zu Papier brachte, eine kurze Erklärung, durch die der „Sergeant Bernardotte“ zugibt, mit der ledigen Catherine Lamour Umgang gehabt zu haben.

Ist es die Anerkennung der Vaterschaft an dem Mädchen, dem Fräulein Lamour – *nomen est omen!* – am 4. August – wenige Wochen nach dem Bastillensturm – das Leben schenkte? Wahrscheinlich, denn die falsche Schreibweise des Namens braucht noch lange nicht auf einen andern zu verweisen (ebensowenig wie der Dienstgrad Sergeant statt Sergent-major), sondern kann die natürliche Folge eines Hörfehlers sein; denn man pflegte damals Familiennamen noch willkürlich nach dem Gehör niederzuschreiben. Leider hat der Sturm der Revolution die Spuren dieser Tochter des späteren Schwedenkönigs und des Fräuleins „Liebe“ verweht...

Aber dieses Liebesidyll steht bereits im Morgenrot des Anbruches einer neuen Zeit, deren erste Flammenzeichen soeben am Horizont auflodern. Bald wird die Götterdämmerung des *ancien régime* auch den Feldwebel Bernadotte in ihrem Strudel mit fortreißen, um ihn auf den Wogen der Revolution so gleich wieder an die Oberfläche zu spülen – *vers la gloire*, dem Ruhm entgegen.